— Ein —

Kampf ums Recht

Roman von Karl Emil Franzos.

(12. Fortsetzung.)

Es ist kaum auszudenken oder gar nachzufühlen, wie dem Menschen zu Muthe werden müßte, den etwa eine geheimnisvolle Gewalt aus dem Flachlande hinweg in das Herz dieses Gebirges trüge, so daß sein erwachendes Auge urplötzlich und ohne Vorbereitung diese Landschaft erblickte. [illegible] Erhabenheit vorbereitet.

Wer aus der Ebene kommt, erblickt das Gebirg zuerst nur wie eine ungeheure Wolkenbank, die von verschiedener Färbung ist, je nach der Tageszeit und dem Sonnenstande. Bläulich schwarz, dann bläulich grau und immer lichter und lichter, bis es mit sinkender Sonne röthlich zu [illegible] beginnt und noch lange fortleuchtet in die Dämmerung hinein, eine feurige Grenzwand der dunklen Ebene. Aber am nächsten Morgen liegt diese Wand wieder dunkel, dunkler, je klarer die Luft, und der Himmel ist keine Glocke mehr wie in der Ebene, sondern er ruht über der Wand, zerrissen von ihren Zacken und Kuppen.

Rasch, sehr rasch scheint dies alles dem Wanderer zu nahen, aber die Ebene täuscht; es ist noch manche Stunde Weges dahin. Doch ist die Gegend nicht einförmig wie im Flachland; rasch, sichtlich, fast von Schritt zu Schritt verändert sich ihr Antlitz. Kein Sumpf, kein Weiher blinkt mehr, [illegible] die Bäche werden zahlreicher, klarer ihre Wasser und rascher ihr Lauf. Denn sacht, aber stetig steigt der Boden an, und von Stunde zu Stunde weitert sich dem Wanderer der Gesichtskreis. Immer seltener führt sein Pfad an bebautem Acker vorüber, und was hier gedeiht, ist Korn und Hafer, nicht mehr der fette Weizen der Ebene. Hingegen dehnt sich um ihn gewaltig der braune Heideboden, und immer dichter steht d'rauf der Wachholder und jene holde, stille Blume, die der bescheidene Schmuck armer Landschaft ist, die Erica. Nur noch selten ist ein Dörflein zu erspähen, aber dabei steht kein Edelhof mehr, die Kirchen und die Hütten sind ärmlicher, als im Flachland, und nur die Schenke selber gleich groß. Die Obstpflanzungen verschwinden, hingegen treten die Buchen immer häufiger zusammen, im Waldesschatten läuft der [illegible] Pfad dahin, und in einigen Stunden weicht die Buche der Fichte. Die Stücklein Himmels, die durch das nadlige Geäst herabblicken, schimmern in tieferem Blau, der ewige Dunsthauch der Ebene liegt nicht mehr darüber. Und in den Lüften schwimmt ein prickelndes, [illegible] Aroma, der Harzduft. So vermitteln dem Wanderer alle seine Sinne den Wechsel der Landschaft, und er, dem vielleicht sein traut es Flachland lieb vertraut ist, schreitet fast bangen Herzens dem Unbekannten entgegen. Und wenn er den Wald überwunden, wenn er auf dem kahlen Rücken der Erdwelle steht, die er erstiegen, und den Blick zurückwendet, dann will ihm [illegible] und das Bekannte unbekannt erscheinen. Denn wohl liegt da unten jene Ebene, aber in seltsamer, fremdartiger Schönheit; zum grünen leuchtenden Riesenteppich ist sie geworden, silberne Schlänglein huschen hindurch — die Bäche, hellblinkende Perlsteinchen sind darauf hingestreut — die Hütten, und fern, fern im Osten, wo sich das Blau der Lüfte mit dem Grün des Gefildes vermählt, liegt schimmernd ein [illegible] Topas: der Flecken, aus dem er kam.

Sein Ziel aber — jene Grenzwand? Er sieht sie nicht. Zur Rechten und zur Linken und vor ihm sind Kuppen, wie jene, auf der er steht, und häufen sich immer höher übereinander. So hat ihn der Pfad durch den Tannenhag unmerklich zur Höhe geführt, und nun umwarnt ihn von allen Seiten in unsäglich ernster Schönheit das dunkle Waldgebirg.

[illegible]

... Wälder." Hier lockt die Natur nicht durch kleine anmuthige Gaben, hier fesselt sie den Wanderer nicht durch Blumenketten, sondern in herber, ernster, ja schreckhafter Schönheit reißt sie ihn unwiderstehlich an ihr Herz.

Wen einmal der keusche, herbe Zauber umsponnen hat, der [illegible] sich selbst immer wieder mit seinem Ge[illegible]. Aber es giebt nicht viele solcher Reisenden, heute ebenso wenig, als in jenen Tagen, da Taras Barabola hier „seine Fahne entrollte." Kaum daß zuweilen aus einer der beiden ungeheuren Ebenen, zwischen die das Gebirg sich legt, von den Ufern der Theiß oder des Pruth, ein Wanderlustiger emporsteigt in diese fremde, wilde, schöne Welt. Noch heute gehört sie „Besoli Lys", dem Bären, dem Hajdamaken und dem Huzulen. Und wenn man die Leute der Ebene befragt, so pflegen sie zu sagen, es sei zwischen diesen Dreien, was Rechtsgefühl und gute Sitte betreffe, kein fühlbarer Unterschied. Aber das ist eine Verleumdung; sie alle sind besser als ihr Ruf.

Dies gilt auch vom Bären. Nur in [illegible] gelegenen Waldtheil, wo er die genauere Bekanntschaft des Menschen gemacht, hat sein ursprünglich biederer Charakter entschieden gelitten. Er ist da aus einem Jäger, der sich gemächlich aus der nächsten Hürde seine Nahrung holte, ein Gejagter geworden, und das verbittert sein Gemüth. Man muß leider sogar zugeben, daß er in diesen belebteren Waldstrichen die typische Ehrlichkeit völlig verloren hat und ein feiger, hinterhältiger Bursche geworden ist, der mehr raubt, als er verzehren kann, und aus Mordlust mordet, wo es ohne Gefahr glücken will. Aber anders sein unverdorbener Vetter hoch droben am Kamme des Gebirges. Dort ist noch der Bär der Herr und benimmt sich demgemäß: stolz und eigenwillig, aber auch großmüthig und gastfrei. Daß er sich täglich seinen Tribut holt, bald aus dieser, bald aus jener Hürde, ist freilich wahr, aber das nehmen ihm die Hirten kaum übel; das ist, meinen sie, nun einmal Art der Herren, auf deren Boden man lebt, nur daß man diesen sogar die Steuer zutragen muß, während sich der Bär das seine selbst holt. Nicht grimmig wie ein Räuber, nicht verstohlen wie ein Dieb, sondern langsam, breitspurig und würdevoll kommt Meister Petz zur Herde geschritten, hält Umschau, nimmt sich das Schäflein, das Zicklein oder das Kalb, das ihm genügend wohlgenährt erscheint, und geht ebenso würdevoll und bedächtig wieder ab. Auch bedrückt er nicht etwa einen der Unterthanen zu Gunsten der anderen; er sucht alle Herden heim, die um seinen Stammsitz liegen, und kehrt in ziemlich regelmäßigen Zeiträumen wieder. Die Hirten sind fest überzeugt, daß dies aus Rechtsgefühl geschehe, andere Leute meinen, es rühre daher, weil der Karpathenbär ein fleißiger Spaziergänger ist und sich ganz naturgemäß um die Stunde, wo sich sein Appetit zu regen beginnt, bald der, bald jener Herde zunächst befindet. Daß die [illegible] Bestie, mit der er hier und da zusammentrifft, gleichfalls warmes rothes Blut hat, scheint er großmüthig zu übersehen. Gewahrt er den Hirten neben der Herde, so erhebt er das Haupt und brummt verdrießlich. „Nun, Bruder, ist es Dir vielleicht nicht recht?" übersetzt sich der Hirte diesen Ton. Aehnlich läßt er sich vernehmen, wenn ihm ein Mensch begegnet: zuerst ein leiser, fast zorniger Ton, dann ein tiefes, langgezogenes Brummen, endlich wieder jener helle Ton; dies soll heißen: „Kerl, was willst Du da, Kerl?" Zum Angriff schreitet er höchst selten, wie er denn auch Schlafende wohl eifrig beschnüffelt, aber nie verletzt.

Während das gemeine, häßliche Thier, der Wolf, grimmig gehaßt und rastlos verfolgt wird, hält den Eingeborenen der oberen Waldschichten eine seltsame, tiefe Scheu ab, den Bären zu tödten. „Das arme Väterchen hat es ohnedies schwer genug", sagt er, oder auch: „Mit dem Braunen soll man sich nicht auf den Mordfuß stellen." Noch heute geht dort die Sage von einem Engländer, der zur Zeit des Kaisers Franz in den Bergwald kam, den Bären zu jagen. „Obwohl er," erzählen sie, „jedem von uns armen Leuten eine Flinte aus Silber bot, falls wir mit ihm ziehen wollten, fanden sich doch nur Wenige, die sich zu dieser ruchlosen [illegible] verleiten ließen. Sie sind alle bei einer großen Kälte droben erfroren, auch der Herr. Und es ist ihm auch Recht geschehen, was hat ihm denn das arme Väterchen zu Leide gethan, daß er es ausrotten wollte?" Selbst auf den Fremdling, den kriegerischen Hajdamaken, überträgt sich diese Scheu: in den tiefer gelegenen Waldstreifen jagt er unablässig, wie dies ja dort auch der Eingeborene [illegible], als um seinen Hunger zu stillen, hier oben verhält er sich friedlich. „Hier ist des Bären Reich, und er thut ja auch uns nichts!"

Auch der Huzule, dieser Mischling slavischen und mongolischen Blutes, der als Hirte, als Wolf- und Rothwildjäger, aber zugleich, wo es irgend angeht, als Ackerbauer im Bergwald haust, ist nicht so schlimm, wie ihn die Leute der Ebene schelten. Ihn befleckt im Grunde nur ein Laster: die Sittenlosigkeit, die sich im Verkehr der beiden Geschlechter offenbart. Wie die Huzulen die einzigen Bergbewohner der Erde sind, die man als Reitervolk bezeichnen darf, so auch die einzigen, die unkeuscher sind, als die Menschen der benachbarten Ebene. Beides steht beispiellos da, beides läßt sich auf gleich natürlichen Gründen erklären. Das Erste durch die Beschaffenheit des Bodens, der durch seine Triften der Pferdezucht sehr günstig ist, und durch seine runden Kuppen und sanften Abhänge das Reiten überall gestattet, ja bei den ungeheuren Entfernungen unbedingt nöthig macht, das Zweite aber durch die Mischung des Blutes und das Erbe an Vätersitten, das dem Huzulen zugefallen ist. Sein Ahn, der Tatar, den der Kriegssturm von der „goldenen Horde" abgelöst und hierher verschlagen hat, kannte weder den festen Wohnort, noch den persönlichen Besitz, weder das Christenthum, noch die Ehe. Der Enkel hat sich all' diese Zügel wilder Triebe anlegen lassen, aber er trägt sie locker und in seiner Art. Er ist angesiedelt, er hat eine Hütte, aber er benützt sie nur während der Zeit, wo ihm die Nöthigung dazu auferlegt. Von den Tagen, da zuerst der Schnee schmilzt, bis zu jenen, da er wieder bergehoch liegt, durch sieben Monate des Jahres, zieht der Huzule mit seinen Herden im Gebirge umher, von Trift zu Trift, von Thal zu Thal, weiter, als er mußte, weil ihn nicht bloß die Nothwendigkeit treibt, sondern auch ein dunkler, räthselhafter Drang. Während dieser „grünen" Zeit — der Winter heißt ihm die „schwarze" — kehrt er immer nur auf einige Tage zu seiner Siedlung zurück; er muß die schwerste Arbeit thun, die es für ihn giebt; sein Haferfeld bepflügen, besäen und mähen. Er muß es thun, weil er sonst verhungern würde, aber der Hang nach Mehrung des Besitzes geht nie nach dieser Richtung. Der Huzule ist über jedes junge Zicklein erfreut und jubelt über jedes neue Füllen, aber wenn er je den Versuch unternimmt seinen ackerfähigen Grund zu erweitern, so hat ihn sicherlich nur die eiserne Noth dazu gezwungen.

Ebenso ist die Entwicklung des persönlichen Besitzes nicht über die ersten Anfänge hinaus gediehen. Zu jeder dieser Einschichten gehören allerdings bestimmte Aecker, Triften und Herden, die sonst niemand zugehören, aber in der Siedlung wohnen drei, vier, zuweilen auch zehn bis zwölf Familien gleicher Abstammung unter einem, durch die Geburt bestimmten Oberhaupte. Der „Hausvater" ordnet an, wann die Frucht zu säen, die Herde auszutreiben ist, aber kein Schäflein, kein Hälmchen Frucht gehört etwa ihm oder einem Andern persönlich zu, es ist gemeinsames Gut. Daneben giebt es aber auch Triften und Herden, die nicht einer einzelnen Siedlung gehören, sondern mehreren zusammen, sodaß man da Lämmer sehen kann, an denen achthundert Menschen zugleich das Miteigenthum besitzen. Die Verwaltung und Vertheilung geschieht durch die Versammlung der Hausväter, die sämmtlich unter einander verwandt sind, denn dieser gemeinsame Besitz mehrerer Siedlungen rührt immer daher, daß sie vor Jahrhunderten eine Familie gebildet haben, welche sich dann, immer mehr anwachsend, räumlich schied. Persönlicher Besitz besteht also eigentlich bloß an Kleidern und Waffen. Alles andere ist gemeinsamer Familien-, Geschlechts- und Stammesbesitz. Man sieht, ein Professor der Volkswirthschaft könnte an unseren Huzulen, der lehrreichen Beispiele wegen, seine helle Freude haben.

Der Pope hat weniger Grund dazu. Der Ahn war ein Heide, der Huzule ist ein katholischer Christ nach griechischem Ritus, das ist allerdings richtig. „Aber", meinen die Petosser, „der Huzule hat nicht mehr Christenthum, als die Katze, wenn sie sich mit gekreuzten Pfoten über die Schnauze fährt", und das ist auch nicht so ganz unrichtig. Jeder von ihnen ist von einem Priester mit geweihtem Wasser auf den Namen eines Heiligen getauft worden und darauf bedacht, daß auch seinen Kindern das Gleiche widerfahre; jeder weiß, wie man nach griechisch-katholischem Ritus das Kreuz schlägt, und daß da droben ein guter, alter Herr thront, mit Maria, seinem Sohne Jesus Christus und einem Hofstaat von unzähligen Heiligen und Engeln. Das ist aber auch alles, höchstens wissen einige noch das „Vaterunser" herzusagen. Kein gütiger Mensch neigt sich zu diesen Armen im Geiste und gewährt ihnen den Trost, dessen sie so sehr bedürfen. Denn auch hier erfaßt und durchwühlt den Menschen der Schmerz der hilflosen Kreatur gegenüber der Naturgewalt, auch hier treibt ihn ein dunkler Drang, dem Räthsel des Daseins nachzuspüren, auch hier tönen von Mund zu Mund jene ewigen Schmerzensfragen der Menschheit: „Warum? Woher? Wohin?", wenn auch nicht als klarer, bewußter Gedanke, so doch als gellender Schrei, der sich den Lippen des Gequälten entringt. Und hier ertönt dieser Schrei öfter, als anderwärts, weil die Natur grausamer ist, größer ihre Schrecken und geheimnißvoller ihr Walten, und darum bedürfte es hier am meisten einer jener holden, tröstlichen Sagen, die große, gütige Männer zur Linderung dieser Qual ersonnen, einer jener rührenden Antworte, die wir uns selbst erträumen, wenn unser Herz von jenen Schmerzensfragen durchbohrt wird, bedürfte es hier am meisten einer Religion, eines starken Gottglaubens!

Aber woher sollte diese Hülfe und Tröstung kommen?

Die Popen in den Dörfern, zu denen diese Einschichten eingepfarrt sind, zucken die Achseln, wenn man sie darnach fragt. „Warum kommen die Kerle nicht? Christenlehre und Kirche stehen ihnen ja ebenso offen, wie allen anderen!" Nun, sie kommen eben aus purer Verstocktheit nicht, obwohl man ihnen die Sache wahrhaftig bequem genug macht. Denn wie weit ist's zum Beispiel von der Einschichte des Marko Jalowicz bis zur nächsten Pfarrkirche? Bloß drei Tagereisen! Allerdings kommt Marko sogar zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten nicht regelmäßig, weil ihn nichts an die Kirche im Thale erinnert. Und so bleibt ihm blos die überlieferte Lehre von dem göttlichen Haushalt da droben, und so sehr auch der Huzule bemüht ist, sich seinen Gott nach seinem eigenen Bilde auszumalen. Ihm ist Gottvater ein strenger, aber gerechter huzulischer Patriarch, etwa so wie Hilarion Rosenko, der am „schwarzen See" haust; die Gottesmutter eine mildherzige, tüchtige Hausfrau, Christus endlich ein kühner, herrlicher Jäger, der von Hajdamaken schuldlos getödtet wurde. Der Pope sagt freilich, Er lebte noch, aber warum sieht man Ihn nie?! Und so blickt der Huzule auch zu jenen leuchtenden Göttern empor, denen sein Ahne geopfert, als er über die Steppen Central-Asiens zog: zur Sonne, zum Mond und den lieben Sternen. Sie kann man ja sehen, und ihr Segen ist sichtlich, da sie Licht und Wärme spenden im kalten, dunklen Bergwald. Wer aber schützt den Menschen vor den unheimlichen, boshaften Wesen, die ihn umgeben? Da ist die Windsbraut, die das Dach seiner Hütte eindrückt und die Tannen knickt, die Schar der Kobolde, welche die Schneewirbel erzeugen, in denen Menschen und Vieh erblinden und ersticken, die „alte Riesin", deren Athem allem Lebendigen Krankheit zuweht, und was solcher Personifikationen dunkler Naturgewalten mehr sein mögen. Gegen sie giebt es nur den Schutz, sich eben mit ihnen zu vertragen, wie man sich mit einem bösen Nachbar verträgt, und sie durch Geschenke zu begütigen.

Ja, es sind seltsame „Christen", die im Bergwald hausen, sogar das Sterben bringen sie ohne den Popen fertig. Wenn der greise Vater des Marko verathmend auf dem Lager liegt, das sie ihm aus weichen Fellen inmitten der Hütte errichtet haben, so denken weder er noch sein Sohn an den bärtigen Herrn im stattlichen Pfarrhofe da unten. Und wenn sie auch an ihn dächten, was nützte es ihnen?! Mindestens neun Tage würde es dauern, bis der Bote unten, der Pope oben und wieder daheim wäre. So lange darf ein geistlicher Hirte seine Schafe nicht allein lassen, selbst wenn er wollte. Irgend ein Frommer spricht das „Vaterunser" und fügt dann jene dunklen Formeln hinzu, mit denen diese armen Menschen die anderen Götter, an die sie glauben zu beschwören suchen. Der Todtkranke stammelt die Worte nach und stirbt getröstet. Ist die Leiche erkaltet, so betten sie sie im Bergwald unter einer mächtigen Tanne und kerben vorne ein großes Kreuz in den Baum, zu beiden Seiten aber seltsame Zeichen für ihre anderen Götter.

Wer sogar im Sterben nicht an den Pfarrer denkt, von dem ist nicht zu verwundern, daß er es beim Freien unterläßt. Wenn da oben ein Mann und ein Mädchen, gewöhnlich schon in reiferen Jahren, zum Entschlusse kommen, ihre fernere Lebenszeit in ehelicher Gemeinschaft zu verbringen, so ist dies eine Sache, die außer ihnen zunächst nur die Hausväter ihrer Siedelungen angeht. Diese geben denn auch willig ihren Segen, sofern nicht etwa die Brautleute Geschlechtern angehören, die gerade um eines Besitzstreites oder gar um einer Bluttat willen verfeindet sind. Liegt dieser Grund nicht vor, so wird sofort der Hochzeitstag festgestellt und es geht die Kunde durch die Berge: „Ihr seid am nächsten Sonntag alle zur Siedelung des Marko geladen, der lange Sefko nimmt die rothe Magdusia!" Dann kommen sie insgesammt gezogen, bringen kleine Geschenke und berauschen sich in dem Branntwein, den die beiden Hausväter in der nächsten Schenke gegen einige Schafe eingetauscht. Und wenn der letzte Tropfen getrunken ist, dann sind der Sefko und die Magdusia ein Ehepaar geworden, was aber nicht immer eine Aenderung ihrer Lebensweise bedeutet. Und der Segen des Popen? Er wird keineswegs grundsätzlich verschmäht, man denkt ja bei solchen festlichen Gelegenheiten auch der anderen Götter, warum sollte man gerade die heilige Familie im Himmel und ihren Diener übergehen?! Nur wird keine Ueberredung der Welt dem langen Sefko klar machen können, daß die rothe Magdusia erst dann sein rechtmäßiges Eheweib geworden ist, nachdem der Pope seinen Segen über beide gesprochen hat. Und demgemäß benimmt er sich auch. Er beeilt sich nicht, diesen Segen einzuholen, sondern wartet auf irgend eine Veranlassung, die den Zug zur Kirche nothwendig macht, also etwa die Taufe des ersten Sprößlings. Wenn der Pope ein eifriger Mann ist, so läßt er sich selten die Gelegenheit entgehen, eine überaus saftige Strafpredigt vom Stapel zu lassen, die nun freilich auf die Herzen seiner Hörer keinen tieferen Eindruck macht, als die Erbse, die man an die Wand schleudert. Die guten

Unsere Prämien.

Um unsern Abonnenten Gelegenheit zu geben zu unerhört billigen Preisen

gute kath. Bücher und Bilder

anzuschaffen haben wir uns entschlossen jedem unserer Abonnenten, es alle seine Rückstände, die er dem „St. Peters Boten" schuldet, ins Reine bringt und noch außerdem für ein volles Jahr im Voraus bezahlt eine der folgenden prächtigen Prämien portofrei zuzusenden gegen Extrazahlung von

nur 25 Cents.

Prämie No. 1. Der geheiligte Tag, ein vollständiges Gebetbuch für Katholiken aller Stände. 320 Seiten Imitation Lederband mit Goldpressung und feinem Goldschnitt. Retail-Preis 60.

Prämie No 2. Führer zu Gott, ein prächtiges Gebetbuch, als Geschenk für Erstkommunikanten geeignet, in weißem Celluloideinband mit feinem Goldschnitt und Schloß. Retail Preis 60Cts

Prämie No. 3. Zwei prachtvolle Oelfarbendruckbilder Herz Jesu und Herz Maria jedes 15½ bei 20½ Zoll groß. sorgfältigst verpackt und portofrei. . . . . Retail-Preis 60 Cts.

Prämie No. 4. Key of Heaven. Eines der besten englischen Gebetbücher. Eignet sich vorzüglich als Geschenk für nichtdeutsche Freunde. Gebunden in schwarz chagrinierten biegsamen Leder mit Goldpressung, Rundecken u. Rotgoldschnitt. Retailpreis 60Cts.

Eines der folgenden prachtvollen Bücher wird an jeden Abonnenten, der den „St. Peters Boten" auf ein volles Jahr vorausbezahlt, portofrei zugesandt gegen Extrazahlung von

nur 50 Cents.

Prämie No 5. Der geheiligte Tag Ein prachtvolles Gebetbuch in feinstem wattiertem Lederband mit Gold- und Farbenpressung, Rundecken und Feingoldschnitt. Eignet sich vorzüglich als Geschenk für Erstkommunikanten oder Brautleute.

Prämie No 6. Legende der Heiligen von P. Wilh. Auer. Ein Buch von 755 Seiten mit 367 schönen Bildern geziert. Gebunden in schönem schwarzem Einband mit Blindpressung. Sollte in keinem Hause fehlen.

Prämie No 7. Gebetbuch in feinstem Celluloid-Einband mit Goldschnitt und Schloß passend für Erstkommunikanten-Geschenk.

Prämie No 8. Rosenkranz aus feinster, echter Perlmutter mit Perlmutterkreuz. Ein prachtvolles Geschenk für Erstkommunikanten und Brautleute. Dieselben sind nicht geweiht. Auf Wunsch können dieselben vor dem Abschicken geweiht und mit den päpstlichen Ablässen, sowie mit den Kreuzherrenablässen versehen werden.

Prämie No. 10. Vater ich rufe Dich! Gebetbuch mit großem Druck, 416 Seiten, Lederband, biegsam, Goldpress., Feingoldschnitt.

Das folgende prachtvolle Buch wird an Abonnenten, die auf ein volles Jahr vorausbezahlen portofrei gesandt gegen Extrazahlung von

nur 75 Cents

Prämie No. 11. Goffines Handpostille mit Text und Auslegung aller sonn- und festtäglichen Evangelien sowie den daraus gezogenen Glaubens- und Sittenlehren, nebst einem vollständigen Gebetbuche und einer Beschreibung des heiligen Landes. Enthält über 100 Bilder, ist auf vorzüglichem Papier gedruckt und sehr solid in Halbleder mit feiner Pressung gebunden.

Das folgende prachtvolle Erbauungsbuch wird an Abonnenten, welche auf ein volles Jahr vorausbezahlen, portofrei gesandt gegen Extrazahlung von

nur einem Dollar

Prämie No. 12. Goffine, Explanations of the Epistles and Gospels for the Sundays Holydays and Festivals. Vorzügliche Ausgabe der Goffine in englischer Sprache auf bestem Papier gedruckt mit vielen Bildern. Ueber 1000 Seiten. Solid in gepreßter Leinwand gebunden.

Bei Einsendung des Abonnementes mit dem Extrabetrage gebe man die Nummer der Prämie an, welche gewünscht wird

Abonnenten die bereits für ein volles Jahr vorausbezahlt haben, sind ebenfalls zu einer Prämie berechtigt, wenn sie uns den Extrabetrag zusenden. Solche, deren Abonnement nur für einen Teil eines Jahres vorausbezahlt ist, müssen den fehlenden Betrag einsenden um das Abonnement auf ein volles Jahr im voraus zu bezahlen.

Nur eine Prämie kann bei Vorausbezahlung eines Jahrganges gegeben werden. Wer daher zwei oder mehr Prämien wünscht, muß für zwei oder mehrere Jahrgänge vorausbezahlen und die betreffenden Extrazahlungen machen.

Die Prämien werden portofrei zugesandt.

Man adressiere

St. Peters Bote, Muenster, Sask.

Sommer-Waren!

Unsere Sommer-Waren sind jetzt alle angekommen.

Schuhe und Stiefeln,

auch eine sehr gute Auswahl in

Hüten und Kappen.

Wir haben immer an Hand eine gute Auswahl in

Groceries, Hardware, Maschinerien

und auch alles Uebrige für den gewöhnlichen Hausbedarf.

Auch haben wir mehrere gute Farmen zu annehmbaren Preisen zu verkaufen.

Um geneigten Zuspruch bittet

Henry Bruning.

Muenster, Sask.